



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Freytag, G.: Die Pflichten eines Mitgliedes der liberalen preußischen
Partei.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Pflichten eines Mitgliedes der liberalen preussischen Partei.

Der Schluß des preussischen Landtages kam sehr unerwartet. Ob er wirklich im Interesse der Regierung war, darf man bei unbefangener Schätzung der Verlegenheiten bezweifeln, welche er ihr gegenüber abgeschlossenen Verträgen vor dem Auslande zu bereiten droht; die Opposition hat durch die unwillige Entsendung nicht an Ansehen eingebüßt. Sie hat erreicht, was in dieser Sitzung überhaupt für sie zu hoffen war, sie hat die Größe des innern Zwiespalts, welcher die Regierung und die Majorität der Volksvertreter trennt, aufs Neue dargelegt. Die Verhandlungen über einen Entscheid des Obertribunals waren bedeutungsvoll für Preußen, noch nie hatte das Ministerium in der Debatte so auffällig den Kürzeren gezogen, die Gründe des Abgeordneten Gneist, die leidenschaftliche Bewegung Twestens, die ruhige Erklärung Simsons gaben der Verhandlung einen Ernst und eine Würde, welche nirgend die Wirkung verfehlt hat, als vielleicht da, wo wir alle die größte Wirkung wünschen. Wer die tiefe Erregung beachtete, welche hinter den gemessenen Worten zuckte, der darf sich nicht verbergen, daß in den dritthalb Jahren seit den Juniordonnanzen gegen die Presse der Streit in Preußen langsam größere Dimensionen angenommen hat; und der Abgeordnete Simson hatte guten Grund zu dem Ausspruch, daß man einst diese Verhandlung als verhängnißvoll für das System bezeichnen werde.

Allerdings ist seit dem Juni 1863 auch für die liberale Opposition der Kampf gefahrvoller geworden. Der innere Schade hat weiter gefressen, durch viele Zwischenfälle, durch eine militärische Expedition, durch Verwicklungen mit dem Auslande, durch die Festsetzung des Ministeriums des Innern und die völlige Aptrirung der Regierungsmaschinerie an das herrschende System sind neue Schwierigkeiten geschaffen; von beiden Seiten ist die Antipathie größer, eine Verständigung der Parteien nach menschlichem Ermessen unmöglich geworden. Der preussische Staat befindet sich im Anfange eines schweren Processes innerer Umgestaltung, dessen einzelne Momente noch gar nicht zu über-

sehen sind. Aber jeder Vergleich mit ähnlichen Zuständen anderer Länder und jede Schätzung menschlicher Leidenschaften geben Grund zur Besorgniß, daß diese Verjüngung des Staates nicht mehr auf dem Wege ruhigen Compromisses durch die Klugheit einzelner Führer gelenkt werden wird, sondern daß in irgend-einem Augenblick auch die empörte Empfindung der Regierung wie des Volkes eigenwillig hineinbrechen kann.

Seit der Streit über die Heeresorganisation den schneidenden Gegensatz offenbarte, welcher zwischen Regierenden und Regierten über ihre Berechtigung im Staate bestand, hat es nicht an wackern Männern gefehlt, welche behaupteten, daß der Streit nicht zeitgemäß sei, daß die Versöhnung wohl möglich, daß Nachgiebigkeit der Volksvertreter in dieser einen Frage den ganzen Conflict vermeiden könne. Preußen sei durch die Verfassung noch kein Verfassungsstaat geworden, man müsse sich allmählig einleben, alter Gewöhnung der Regierenden vieles zu Gute halten, bis nach und nach der Sinn sich ändere, oben Selbstbeschränkung, unten sichere Manneskraft allgemeiner werde.

Wer solche Ansicht vertrat, der forderte von dem neuen Factor, der durch die Verfassung zu gesetzlicher Geltung gekommen war, von Intelligenz und Gewissen, von Leidenschaft, Neigung und Haß im Volke eine Diplomatie, welche praktisch unmöglich ist. Ein einzelner Mann, der durch lange Entziehung der Nahrung geschwächt ist und endlich die ersehnte Kost errungen hat, wird vielleicht bei großer Gewöhnung, sich selbst zu beherrschen, auch ohne äußern Zwang sich zu mäßigster Diät entschließen. Ein Volk und die Vertretung eines Volkes vermag diese Art von Selbstverläugnung nicht zu üben; aus ihm bricht mit dem Zwange einer Naturgewalt die Stimmung hervor. Es gehört zum Wesen einer repräsentativen Körperschaft wie der Presse, bei jeder Veranlassung ihre Gesinnung kund zu geben. Lang geschulte Parteien vermag allerdings in ruhigen Zeiten der kluge Wille der Führer so zu unterwerfen, daß sie eine Zeit lang der Uebermacht des Individuums sich fügen, und dann erscheint wohl bei großen Fragen auch eine parlamentarische Partei als vorsichtiger und kluger Taktiker; und wieder pflegt eine geknechtete oder an Intelligenz arme Masse willig geheimen Leitern oder bewährten Sprechern zu gehorchen. Aber sobald in einem Staat, welcher Verfassungsformen hat, irgendwie sittliche Empfindungen: das Rechtsgefühl, das Ehrgefühl, das Selbstgefühl der Wähler gekränkt werden, ist es mit klugem Verhüllen vorbei; was in dem Volke sich lebendig regt, das dringt auch in der Presse, auf der Tribüne in Worten und Beschlüssen hervor.

Und wer die Parteien in Preußen näher betrachtet, erkennt leicht, daß sie keineswegs mit den Parteien eines Staates zu vergleichen sind, welcher seine Gegensätze auf dem Boden der Verfassung auszukämpfen gewöhnt ist. Der Kampf in Preußen, der im Jahre 1848 begonnen und seitdem nur in kurzen

Zeiträumen geruht hat, ist ein Kampf nicht nur um die Verfassung selbst, sondern um die gesammten sittlichen Grundlagen des bürgerlichen Lebens. Wie matt er in manchem Jahre geführt wurde, er ist doch in der Stille unaufhörlich fortgeführt worden, in der Kirche, in den Familien, in der Gesellschaft, im Beamtenstand, im Heer, auch auf dem weiten Gebiet der materiellen Interessen. Immer bestand der drohende und dem Staat furchtbare Gegensatz zwischen einer großen Genossenschaft der Privilegirten, welche durch engen Anschluß an die Idee des selbstwilligen Königthums ihre eigene Sonderstellung im Staate zu behaupten suchten, als regierende Beamte, als Militärs, als Zugehörige des Hofes, als bevorzugte Grundbesitzer; und zwischen solchen, welche den Rechtsstaat wollten. Immer war dies ein tiefer Gegensatz auch in den gesammten sittlichen Grundlagen des Handelns: hier Ehre, dort Recht, hier Autorität, dort freie Selbstbestimmung, hier hingebender Glaube, dort selbständige Forschung, hier Vorrechte, dort freie Concurrenz. In jedem Staat sind dieselben Gegensätze des Idealismus und der Thatkraft geschäftig, aber Jahrhunderte mögen vergehen, ohne daß eine Partei die andere unerträglich findet. Anders ist es in Preußen gekommen, wie es denn überhaupt zum Wesen dieses Staates gehört, sich in den schärfsten Gegensätzen von Tüchtigkeit und Verfehrtheit, von Größe und Kleinlichkeit, von Kraftentwicklung und Schwäche darzustellen. Hier haben zwei Fürsten des Regentenhauses eifrig gearbeitet, sich und den Staat auf die Reagirenden in der Kirche und der bürgerlichen Gesellschaft zu stützen. Dadurch ist eine extreme Partei von äußerster Anduldsamkeit zur Macht gekommen. — Selbstverständlich unterscheiden sich sehr viele tüchtige Männer in unserm Landadel und im Heere, auch wenn sie sich der Partei zurechnen, welche mit Unrecht die conservative genannt wird, nur durch eine wenig bemerkbare Schattirung von nahestehenden Männern der andern Partei. Aber charakteristisch ist, daß in verhältnißmäßig vielen Individuen die ganze Schärfe des Contrastes zu Tage kommt, und daß grade die Exaltirten der reactionären Partei es sind, welche das Herrenhaus füllen, das Ministerium stützen und beschränken, als Vertreter und Tonangeber des Heeres ihren Einfluß erweisen. Deshalb ist es in der That ein Zusammenstoß zweier grundverschiedener Weltanschauungen, was auf dem Terrain des preußischen Staates gegen einander streitet.

Manche Preußen hoffen noch immer eine Tilgung des Nisses, der den ganzen Staatsbau durchzieht, von einer Aenderung in den Anschauungen des Staatsoberhauptes, und vertrauen auf solche Aenderung in der jetzt lebenden oder künftigen Generation. Wir halten für ein Glück, und zwar zunächst aus Loyalität, daß diese Zahl in Preußen täglich kleiner wird. Denn wer so denkt, ist in dringender Gefahr, die Hände in den Schooß zu legen und wieder auf das Haupt und die Verantwortung des Königs eine Arbeit zu wälzen,

welche das Volk selbst vornehmen muß, deren Früchte ihm nicht als ein Geschenk von oben kommen dürfen.

Es ist allerdings in Preußen bekannt, daß der Kronprinz in fester Opposition gegen das herrschende System verharret, daß er an den Sitzungen des Ministerraths keinen Theil nimmt und nur bei den Conseilsitzungen erscheint, zu denen er vom König selbst beordert wird.

Aber was ist alles in Preußen umzuformen! Riesengroß ist die Arbeit geworden, sie vermag, wie die Sachen liegen, nimmer durch den guten Willen eines Fürsten gethan zu werden. Wo ungeeignete Personen aus ihren Aemtern entfernt werden, müssen doch andere bewährte statt ihrer eintreten, wie sollen diese einem Fürsten erkennbar und der Last gewachsen sein, wenn sie sich nicht im lebhaften Kampfe bewährt und das Metall ihres Willens gehärtet haben. Ferner aber sind die in Preußen nöthigen Reformen zum Theil von der Art, daß sie sich gar nicht anders durchführen lassen, als gefordert durch eine stark bewegte und imponirende öffentliche Meinung, welche zahllosen Ansprüchen Einzelner und ganzer Classen gebieterisch Resignation auferlegt. Wir erinnern nur an die Umgestaltung des Herrenhauses. Es ist in Preußen nicht eine kleine, sondern eine große und mächtige Partei, welche dadurch tödtlich gekränkt wird; Ansprüche, welche in fast zwanzig Jahren groß gezogen, Anschauungen, welche von oben sorgfältig gepflegt sind, weichen nicht einem Federstrich, und wenn er von der Hand eines Königs käme; es genügt auch nicht, zweihundert neue Mitglieder des Herrenhauses zu ernennen, um den aufbrennenden Haß und stillen Widerstand von Tausenden einflußreicher Männer zu brechen, das vermag nur durch die Ueberzeugung zu geschehen, daß auf dem Wege, der bis dahin beschritten wurde, ohne größte Gefahr für die Einzelnen und den Staat nicht weiter zu kommen sei. Und diese zwingende Ueberzeugung vermag, wie Menschenart ist, nur eine Respect einflößende Haltung des preussischen Volkes zu geben.

Es fehlt in Preußen auch nicht an solchen Liberalen, welche jetzt schon finster in die Zukunft sehen und sich unheimlicher Vergleichung mit den Revolutionen des vorigen Jahrhunderts nicht ent schlagen können. Es hat damit keine Noth. Die Preußen sind keine Franzosen, der Bauer ist kein Sklave, der Erwerbende hat trotz der Forderungen eines strengen Staates die Ueberzeugung, daß er wacker vorwärts kommt, in den Familien ist Zucht und Sitte, die große Idee, daß der Einzelne sich zuletzt dem Staate schuldig sei, ist dort sehr tief in die Seelen geprägt. Auch die Opposition mag einmal zu gewagten Schritten gedrängt werden, aber die Veranlassung und Methode des Streites ist dazu angethan, den Leitern Besonnenheit und Selbstbeschränkung zu geben, denn es ist ein Kampf um gesetzliches Recht und seine Consequenzen. Auch steht die liberale Partei in Deutschland jetzt unter der Zucht und dem Urtheile des

ganzen gebildeten Europas. Für den warmen Antheil, womit das Ausland den preussischen Streit für die Verfassung betrachtet, sind wir dankbar; wir würdigen sehr wohl den Werth, welchen die Sympathien Europas in irgendeinem bevorstehenden Stadium des Conflictes für uns haben können. Da aber die englische Presse den Preußen einen gewissen Mangel an Entschlossenheit vorwirft, so geben wir ihr freundlich zu bedenken, daß die Führer des Langen Parlaments wahrscheinlich als friedliche Colonisten in irgendeinem Territorium Amerikas geendet hätten, wenn König Karl 200,000 Soldaten unter der Fahne und eine vortrefflich eingerichtete und fügsame Beamtenmaschinerie zur Verfügung gehabt hätte. Auch die Franzosen mögen uns nicht zürnen, wenn wir Anstand nehmen, ihrem Beispiel zu folgen. Wir sehen nicht, daß der häufige Wechsel der Dynastien ein untrügliches Mittel ist, die innere Freiheit zu stärken. Und wir vermögen den Imperialismus auch dann nicht zu bewundern, wenn wir zugeben, daß er der Franzosen Macht und Ansehn in Europa vergrößert hat. Denn wir sehen zugleich, daß dies System die Individuen schwächer und politisch untüchtiger macht. Und wir wünschen unserm Preußen solche Größe nicht, welche gezwungen ist, die Bürger herabzuwürdigen, um den Staat zu heben.

Dieser Kampf um die Reorganisation des preussischen Staates, das heißt um seine Verwandlung in einen Verfassungsstaat, mag in unserem oder einem folgenden Geschlecht mit dem Siege unserer Partei enden; wie er jetzt schwebt, füllt er uns Herz und Gedanken, durch ihn sind wir Theilnehmer an den politischen Geschicken unseres Volkes, er ist uns Freude und Sorge und das große Interesse unserer Tage. Er ist es mehr oder weniger auch für die Deutschen, welche nicht in Preußen selbst sich daran zu betheiligen vermögen.

Und es ist sehr an der Zeit, daß, wer irgend zur liberalen Partei gehört, und wer auf Preußens Zukunft irgendwelche Hoffnung setzt, sich selbst klar mache, wie er zu diesem Kampfe stehe, und welches Verhalten ihm Pflicht sei.

Es sei deshalb erlaubt, zunächst an einige triviale Wahrheiten zu erinnern.

In Preußen gehört, grade wie in Staaten mit altem Verfassungsleben, nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der urtheilsfähigen Menschen einer bestimmten politischen Partei an, der größere Theil beharrt in der Rolle eines theilnehmenden Zuschauers, der sich den Parteien gegenüber eine gewisse Unbefangenheit des Urtheils zu bewahren sucht und nur in Fällen der Noth oder bei zufälliger Veranlassung als thätiges Mitglied einer Partei hervortritt. Auch diese stillen Beobachter sind nicht parteilos, ihre Sympathien sind doch in der Hauptsache auf einer Seite, auch sie werden durch die Parteien beeinflusst, in Zeiten der Noth sind sie auf den Anschluß an die bestehenden angewiesen und treten unter das Commando der vorhandenen Führer. Es ist deshalb nicht statthaft, einer Partei vorzuwerfen, daß sie in irgend-

einem Augenblick ihrer politischen Thätigkeit nicht die absolute Mehrzahl der Staatsangehörigen unter ihren Fahnen zähle; das ist nie und nirgend der Fall, außer in Katastrophen des Staats, und dann wird in der Regel eine schnelle Entscheidung herbeigeführt. Ein verständiger Staatsmann darf nur fragen, zu welcher Partei gehen stille Neigung und Wünsche der zur Zeit schweigenden großen Mehrzahl der Staatsangehörigen, und in der Regel wird diese Frage nicht schwer zu beantworten sein. Aber wie groß die Zahl derer in einem Staate sein mag, welche ihre Parteinahme nicht öffentlich manifestirt haben; so lange sie in der Stellung ruhiger Beobachtung verharren, vermögen sie den Sieg einer Partei aufzuhalten, aber niemals selbst einen Erfolg durchzusetzen, denn Indifferenz, Vorsicht, Trägheit, Furcht, Verstimmung und Abneigung gegen alle Politik sind keine Qualitäten, welche eine politische Kraftäußerung möglich machen. Dagegen sind sie für jede Partei wichtig, weil jede um sie wirbt, und weil das Bestreben, ihre stillen Sympathien nicht zu verlieren, die Partei vor argen Ausschreitungen und vor übergroßer Einseitigkeit bewahrt. Wer also in politischen Dingen irgendetwas durchzusetzen wünscht, der hat sich und seine Interessen nicht diesen Indifferenten anzuvertrauen, sondern er hat sich an eine thätige Partei anzuschließen und die Consequenzen dieses Anschlusses auf sich zu nehmen.

Jeder solcher Anschluß giebt viel und nimmt einiges, er macht sicherer und stärker, aber er beschränkt wahrscheinlich auch in manchen Fällen die Freiheit, eine persönliche Ueberzeugung in beliebiger Weise geltend zu machen; er giebt Gelegenheit zu einer großen Wirksamkeit, aber er stellt auch dieser Wirksamkeit gewisse feste Schranken auf. Die Partei hebt, trägt und bringt zur Geltung, aber sie bändigt auch den eigenen Willen und sie nöthigt die genialste Kraft, sich zu bescheiden. Das hat Cäsar gefühlt, Cromwell und jeder andere Staatsmann, der aus dem Privatleben heraufkam. Denn die Grundlage jeder segensreichen politischen Thätigkeit ist Compromiß, und zwar Compromiß des Wahlmanns mit dem Wahlmann, des Schriftstellers mit seinen Lesern, des Deputirten mit seinen Parteigenossen, der Partei mit der Gegenpartei, der Regierung mit den Parteien, der Staaten untereinander. Der Einzelne, welcher sich solcher Parteisubordination nicht unterwerfen will, mag als Einzelner friedlich dahin leben, aber er muß auf jede nützliche Theilnahme an Politik verzichten. Es versteht sich von selbst, daß darum niemand Sklave der Partei wird; jedem steht der Austritt und Rückzug in das Privatleben frei, und keinem kann a priori das Recht genommen werden, eine neue Partei zu bilden.

Die politische Thätigkeit einer Partei, welche nicht im Besitz der Regierungsgewalt ist, äußert sich auf der Tribüne, durch die Presse, durch persönliche Einwirkung auf die einzelnen Wählerkreise. Die Abgeordneten sind es, welche durch das Vertrauen ihrer Wähler zu verhandelnden Politikern ernannt werden,

sie sind die erwählten Führer der Partei, ihrem Gewissen ist die folgenschwere Beurtheilung der höchsten Staatsfragen anheimgegeben, durch ihre Thätigkeit in der Kammer leiten sie auch das Schicksal ihrer Partei; durch sie erst wird die Parteibildung vollendet, denn sie erst bringen ihre Partei zu geselliger politischer Geltung.

Es ist deshalb selbstverständlich, daß die Möglichkeit, welche dem Einzelnen wird, eine persönliche Ueberzeugung zur Geltung zu bringen, in hohem Grade abhängig ist von der socialen Stellung, welche er innerhalb der Partei einnimmt, d. h. von dem Theil seiner Zeit, welchen er der Politik zu widmen im Stande ist. Der Wähler, der Journalist, der Abgeordnete stehen darin nicht gleich. Wer nur einzelne Stunden eines beschäftigten Lebens herzugeben vermag, bei dem wird die größte Selbstbeschränkung und die willigste Unterordnung unter die Führer nützlich sein; eine feste persönliche Ueberzeugung vermag er in der Regel nur in kleinem Kreise geltend zu machen. Tritt jemand aber mit einer großen Forderung gegen die Partei hervor und wirbt er selbstwillig für seine Ueberzeugung Anhänger, so legt sich auch die Pflicht auf seine Seele, das Neue, welches er selbst in die Partei hineinträgt, in ihr oder gegen sie zu politischer Geltung zu bringen. Einem Mann von gewöhnlicher wohlgemessener Menschenkraft wird dies selten ohne eine vollständige Hingabe an solche Idee möglich sein, er wird dann selbst Abgeordneter werden und sich zutrauen müssen, durch persönlichen Verkehr und in dem politischen Kampf der Tribüne seiner Partei neue Gesichtspunkte zu geben oder eine neue Partei zu bilden u. s. w. Erkennt er aber die Unmöglichkeit, sein persönliches Wollen siegreich im Staate durchzusetzen, so wird er sich mit Bescheidenheit resigniren, weil er im entgegengesetzten Fall vielleicht eine Störung des in Deutschland ohne dies noch viel zu lockern Parteizusammenhangs hervorbringen, aber nichts Positives schaffen würde. Freier steht der Journalist, und wer sonst durch die Presse auf die öffentliche Meinung einwirkt. Unläugbar hat hier die persönliche Auffassung weit größere Rechte, schon deshalb, weil sie unvermeidlich ist; denn der Journalist hat nicht nur Thatsachen mitzutheilen, sondern auch das eigene Urtheil beizufügen; er ist nicht immer in der Lage, Parteistimmung und Beschlüsse der Parteiführer abzuwarten, ja von ihm wird verlangt, daß er diese selbst begutachte. Aber auch er ist abhängig zunächst von Tendenz und Haltung des Blattes, in welchem er sich äußert, dann von seiner eigenen Stellung zu den Parteien; sein und seiner Zeitung Werth wird darnach geschätzt, ob sie politischen Charakter und Parteitreuhe habe, und ob die Urtheile Intelligenz und Patriotismus und die Kenntnisse verrathen, welche die Leser dauernd fesseln. Es ist eine charakteristische Erscheinung, daß das Publikum selten solche Blätter zu seinen Lieblingsblättern macht, welche sich völlig als Organe der leitenden Politiker einer Partei darstellen, daß es

aber ebenso sehr in dem ganzen Zuge des Blattes feste Parteihaltung und rücksichtsvolle Behandlung der Parteigenossen fordert.

Aber auch die Führer einer Oppositionspartei, die Abgeordneten, sind nur einige Monate des Jahres in vereinigter Thätigkeit für uns sichtbar, auch sie treten alljährlich wieder in das Privatleben zurück, und der Mangel eines einheitlichen Zusammenhangs der Parteigenossen wird dann allerdings sehr fühlbar. Bei jeder neuen Frage, die in der Zwischenzeit zwischen zwei Landtagen auftaucht, für alle Stimmungen, welche unterdeß in das Volk dringen, fehlt der Regulator der Tribüne und die einheitliche Beeinflussung der öffentlichen Meinung. In dieser Zeit bleibt vorzugsweise der Presse überlassen, die Traditionen aufrecht zu erhalten. Selbst in Staaten von längerer parlamentarischer Erfahrung, wo die Parteiüberlieferungen fest und die Disciplin der Parteigenossen weit strammer ist, benützen die Parteiführer mit großer Sorgfalt jede sich darbietende Gelegenheit, um vor angesehenen Corporationen, vor ihren Wählern, bei festlichen Gelegenheiten sich über neue Tagesfragen auszusprechen und dadurch die öffentliche Meinung vorsichtig zu leiten. Vielleicht mangelt den Führern der preussischen Partei zu sehr die Gelegenheit; zuweilen auch die Gewöhnung, bei solcher gelegentlichen Aussprache die Vorsicht und vornehme Haltung zu bewahren, welche der öffentlichen Rede eines Volksvertreters so gut stehen. Es fehlt uns allen noch etwas von der Taktik, welche sich in längerem parlamentarischen Leben herausbildet.

Aber grade da uns in einem Theil des Jahres die stille Direction fehlt, welche vor anderem die Tribüne vermittelt, und da wir jeden Tag in die Lage kommen können, in vereinzelter Stellung unter dem Eindruck eines neuen Ereignisses zu sprechen und zu handeln, ist uns nothwendig, daß wir die Fühlung mit Gleichgesinnten und den parlamentarischen Führern der Partei niemals aufgeben. Persönlicher und brieflicher Verkehr mit Parteigenossen hat unter uns besondere Bedeutung, er vermag freilich nicht den Mangel eines festen Zusammenhangs unter den Leitern der Presse und den Deputirten zu ersetzen.

Da wir nun leicht in Gefahr kommen, in der Auffassung neuer politischer Interessen auseinanderzugehen, so wird wenigstens die größte Rücksicht auf die Personen unserer politischen Führer und größte Schonung einer entgegengesetzten Ansicht bei Parteigenossen unsre Pflicht. Denn in vielen Fällen, wo verschiedenartige Behandlung derselben Frage die Kraft der Partei schwächt, ist die letzte Ursache nur die mangelnde Gelegenheit zu persönlicher Verständigung unter den Einzelnen, bevor sie sich durch Wort und That für eine bestimmte Richtung engagirt haben. Diesen Uebelstand vermögen wir nicht zu beseitigen, er ist zuletzt eine Folge davon, daß weder Deutschland, noch in diesem Sinne Preußen einen großen politischen Mittelpunkt hat; aber wir können ihn mildern, wenn wir uns in jedem Augenblick erinnern, daß unsere oder mehrer

Einzelnr neugewonnene Ueberzeugung noch alle Vorzüge und Schwächen einer individuellen Auffassung hat.

Allerdings wird uns diese nothwendige Selbstbeschränkung auch deshalb schwer, weil wir liberal sind, das heißt, weil wir nicht nur im Staat, sondern auf jedem Gebiete des geistigen Lebens mit größerer Energie und mit größerer Gemüthswärme, als irgendein anderes Volk, nach Freiheit gerungen haben. Der ernste innere Proceß, den jeder von uns in Glauben und Lehre, in der Weise, wie er seine Pflichten und Rechte erfährt, durchgekämpft hat, grade die siegreiche Arbeit auf großen idealen Gebieten unsers Lebens, macht uns schwer, einen und den andern Titel unserer Erkenntniß oder unsers Willens gegenüber unserer politischen Partei aufzugeben. Der Geist, welcher gewöhnt ist, tief aus seinem Innern die Wahrheit herauszuholen, welche er verkündet, und das Gute, welches er für Andere thut, ist auch geneigt, für jede einzelne seiner Ueberzeugungen zu fechten, am liebsten gegen solche, welche ihm nahe stehen, d. h. gegen solche, mit denen ihm überhaupt Verständigung möglich ist. Und da wir in diesem Sinn alle mehr oder weniger Gelehrte sind, kommen wir in der Politik leicht in Gefahr, uns ein eigenes System zu bauen und unsere Forderungen auch gegen politische Nachbarn eigensinnig geltend zu machen.

Schwieriger noch ist die Lage der preußischen Liberalen außerhalb Preußens, sie sind weder Wähler noch Gewählte, sie haben nur indirecten Antheil an den Stimmungen, welche in Preußen selbst durch den Kampf um die Verfassung aufgeregt werden, leicht empfinden sie die innern Zerwürfnisse in dem Staat ihrer Hoffnung als nachtheilige Hemmnisse für äußere Erfolge. Dazu kommt, daß ihnen eine energische Einwirkung auf die Parteikämpfe fast nur durch gelegentliches Aussprechen ihrer Ueberzeugungen in der Presse möglich ist. Auf der andern Seite erscheint grade ihnen in andern Territorien Deutschlands der Vortheil eines großen Staates imponirender, und der Wunsch, durch Preußen diesen Vortheil für ganz Deutschland bereitet zu sehen, heftiger. Kein Wunder also, wenn ihnen die deutsche Aufgabe Preußens wichtiger erscheint, als die Ausgleichung der innern Schwierigkeiten, für welche sie vielleicht das beste Correctiv in einer Vergrößerung des Staates erkennen.

Zuverlässig ist solche Anschauung auch für die liberalen Politiker in Preußen nicht ohne Werth, denn die größere Unbefangenheit, mit welcher die Aufgabe des Staates von solchen Anhängern, welche außerhalb leben, in den Vordergrund gestellt wird, kann das eine Mal der Muthlosigkeit, ein anderes Mal der Verbitterung wirksam entgegentreten. Aber diese Stellung außerhalb des Staates befängt auch das Urtheil, die Theilnahme wird zur Ungebuld, die Entfernung verhindert genaue Kenntniß der innern Zustände und Stimmungen. Grade von warmen Anhängern Preußens, welche außerhalb des Staatsverbandes leben, ist die Ansicht vertreten worden, daß der Kampf für die innere

Freiheit in Preußen seine Berechtigung verliere, sobald er den Versuchen des Ministeriums, das Terrain des Staates zu vergrößern, in den Weg trete. Nicht selten hört man diese Auffassung so aussprechen, es sei besser, daß Preußen durch einige Jahre ein despotisches Regiment ertrage, wenn durch dasselbe der deutsche Bund in preußischem Interesse umgeformt werde, die Machtfrage sei wichtiger als die Verfassungsfrage, sei die eine gelöst, werde die andere von selbst in liberalem Sinne beantwortet werden müssen.

Zunächst hat diese Auffassung in Preußen selbst keine Aussicht, sich durchzusetzen. Man kann ebenso gut einem Manne, der am Nervenfieber darniederliegt, den freundlichen Rath geben, ein Weib zu freien und seinen Hausstand einzurichten, oder einem andern in dem Augenblick, wo ein Brand in seinem Hause ausgebrochen ist, die nützliche Mahnung zugehen lassen, das Grundstück eines Nachbarn zu kaufen. Es ist fruchtlos, von einer politisch handelnden Partei zu verlangen, daß sie eine Kampfweise aufgebe, welche ihr den warmen Antheil ihrer Wähler sichert, und es ist vergeblich, seinen Nachbarn Vertrauen zu dem Charakter und der Kraft solcher Personen zu empfehlen, an denen sie seit Jahren Inconsequenz, Gewaltthat, Willkür, den auffallenden Mangel an mehren der Eigenschaften, welche nach deutschen Begriffen einen zuverlässigen Politiker bilden, bekämpft haben.

Ferner aber ist die Forderung: erst Macht, dann Freiheit, wenn sie auf die gegenwärtigen Zustände Preußens angewendet wird, auch gefährlich. Unser Liberalismus gleicht doch nicht einem einzelnen Gliede, welches wir uns abhauen können, oder in die Tasche stecken, wie eine geballte Faust? er ist unser bestes Leben selbst, und wie die Natur uns zwingt, unablässig Athem zu holen, müssen wir auch unser Freiheitsgefühl bethätigen, wo wir veranlaßt sind zu reden, zu rathen, zu handeln. In der Kirche, im Staat, ja in der Kunst und Wissenschaft ist er die Grundlage für jedes Urtheil, er leitet unsere Auffassung des Rechts und der Sitten, er leitet unser Urtheil über jede Handlung eines Andern und über die Bildung, Tüchtigkeit und den Charakter jedes Andern. Was heißt dem Einzelnen in der Stille liberal sein? Vor sich selbst und vor andern verächtlich werden. Und was jedem Einzelnen von uns unmöglich wäre, das ist ebenso einem Volk und seinen Vertretern unmöglich. Was bedeutet für ein Volk, fünf Jahr, zehn Jahr, bis die Macht kommt, sich Mißregiment unterwürfig gefallen lassen? Das heißt für ein Volk unerhörtes Vertrauen erweisen, wo man das heftigste Mißtrauen empfindet, das heißt sich selbst erniedrigen, um eine Anwartschaft auf Stolz zu erhalten, das heißt sich zum Knecht machen, damit unsere Kinder die Möglichkeit erhalten, den Herrn zu spielen.

Wer in der That solchen Rath gäbe, würde sich über die Natur des politischen Kampfes täuschen, den er mäßigen will. Man bedenke noch einmal, daß es nicht zwei politisch gleichberechtigte Parteien sind, welche in Preußen auf

dem Boden derselben Verfassung um einzelne Acte der Gesetzgebung hadern. Hier stehen nicht Whigs und Tories einander gegenüber, nicht Liberale und Conservative, sondern solche, welche ihr gutes Recht suchen, und solche, welche es weigern. Zwischen Opposition und Reaction ist in Preußen noch lange kein Compromiß möglich, und wenn er möglich wäre, so wäre es ein schwächerer Compromiß, der auf der Stelle von beiden Theilen wieder gebrochen werden würde. Es ist wahr, die preußische Presse, ja sogar das Abgeordnetenhaus geben von der furchtbaren Schärfe dieses Gegensatzes nur ein sehr unvollständiges Bild. Dennoch wird das herrschende System auch in Preußen nur dadurch möglich, daß die Confiscationen der Zeitungen unablässig fortgesetzt werden, daß gegen den einen liberalen Factor der Gesetzgebung ein anderer benugt wird, den man so reactionär als möglich geformt hat. Es ist ein Irrthum, daß der Kampf nur geführt wird zwischen Tribune und Ministertisch, bei jeder Nichtbestätigung eines Stadtraths, bei jeder Strafverurteilung eines Richters, bei jeder Einsetzung eines Staatsanwalts, bei Berufung eines Geistlichen, bei Ertheilung der Lehrerqualifikation, bei Entziehung des Gewerbebetriebs, bei Verleihung von Concessionen, Belohnungen, Privilegien, überall hat er sich eingedrängt und wird von beiden Theilen leidenschaftlich hineingezogen. Denn es ist in Wahrheit ein Kampf um das Leben, den der Liberalismus in Preußen zu führen hat. Ohne Zweifel werden preußische Zeitungen nicht mehr confiscirt werden, wenn sie sich enthalten, über irgendeine Regierungsmaßregel Kritik zu üben; ohne Zweifel wird jeder Stadtrath bestätigt werden, wenn er sich verpflichtet, jeder oppositionellen Aeußerung seiner Commune kräftig entgegenzuarbeiten. Ohne Zweifel wird jede Session des Abgeordnetenhauses das Bild höchster patriotischer Einmüthigkeit darstellen, wenn jeder Volkvertreter sich Herz und Gewissen verhärtet gegen die Klagen und den Zorn seiner Wähler, ohne Zweifel würde das System aufhören, irgend jemand zu schädigen, wenn jedermann sich beeiferte auszusprechen, daß er sich, seine Börse, seine Kinder, seine Wünsche und sein Gewissen der Regierung zur Verfügung stelle. Ohne Zweifel sind die Preußen ein sehr loyales Volk und sie sind gewöhnt, ihrer Regierung viel zu überlassen; aber wenn sie sich auf unbestimmte Zeit aus Politik freiwillig zu solchem Knechtsinn verstehen könnten, so würde, wenn die glückliche Zeit einträte, wo ihnen, wie dem Papageno, das Schloß vom Munde genommen werden kann, wahrscheinlich nicht viel übrig sein, was noch werthvoll machte, ein Preuße zu heißen.

Nun ist auch die beste und hochgefinnteste Partei nicht der Staat, und die heftigste Opposition ist genöthigt, in der Regierung zugleich die Vertreterin der höchsten Staatsinteressen zu respectiren. Deshalb soll die Opposition selbstverständlich die Pflicht haben, wo ein offenes und zweifelloses Landesinteresse in Frage kommt, ihre Mitwirkung zur Beförderung desselben nicht zu versagen.

Aber so lange es parlamentarische Versammlungen gegeben hat, ist eine der schwierigsten Gewissensfragen der handelnden Politiker gewesen, wie weit man in solcher Unterstützung gehen dürfe. Nicht immer gelingt es einer Partei, im Haß und Kampfes-eifer die beiden großen Pflichten, Bedürfniß des Staates und Förderung der segensreichen politischen Ideen, welche Parteimitglieder vereinigen, richtig gegen einander abzuwägen. Jedes Mitglied einer Partei wird in solchem Falle vielleicht seine Parteitreu auf die stärkste Probe gestellt sehen, aber wie der Einzelne zu handeln hat, darf ihm doch schließlich nicht zweifelhaft sein. Die Entscheidung über die Parteipolitik in solchen Fragen steht bei den Politikern, welche durch das Vertrauen des Volkes zu Vertretern gemacht sind, dem Rathenden ist eine anmahrende Thätigkeit nur innerhalb der Partei möglich; der Abgeordnete achtet sehr gern auf die Worte, den Brief, das Memorial eines geachteten Parteimitgliedes, nicht leicht auf das Drängen eines Fremden; Unterschriften für wirksame Adressen kann nur sammeln, wer in seinem Kreise selbst das Vertrauen genießt, ein wohlgenigter Parteigenosse zu sein, und in der Presse wird nur der die Partei überzeugen und bestimmen, der achtungsvoll als ein zuverlässiger Freund spricht. Wer sich in einer einzelnen Frage, und erschiene sie ihm noch so wichtig, von seiner Partei löst, der ist zu alten Genossen in schiefe Stellung gekommen, und er ist politischen Gegnern nahe getreten, von denen ihn wahrscheinlich immer noch eine große Divergenz der Ansichten trennt. Er wird sich also doch zuletzt entweder bescheiden müssen, den Dingen ihren Lauf zu lassen, oder er wird, wenn er eine Lösung in seinem Sinn durchsetzen will, im Verein mit frühern Gegnern arbeiten müssen, und in diesem Fall wird ihm die bittere Ueberzeugung nicht erspart werden, daß es in der Politik kaum eine einzelne Frage giebt, bei deren Behandlung Liberale und Reactionäre Hand in Hand gehen können; und er wird, wenn er ein fester Mann ist, sehr bald einen Widerwillen und Opposition gegen die Mittel empfinden, durch welche seine Gegner ein auch ihm erwünschtes Ziel zu erreichen suchen.

Es ist deshalb ein guter Rath, daß ein liberaler Mann vor allem fest zu seiner Partei stehe. Es ist auch den liberalen Parteien, wo sie bestanden haben, nicht immer erreichbar gewesen, das möglichst Beste zu thun, auch ihnen sind schwere Fehler und Irrgriffe in keinem Lande erspart geblieben. Dennoch fordern wir von dem einzelnen Manne, daß er überall in seinen privaten Beziehungen volle und ganze Ueberzeugungen bethätige, daß er sich aber als Politiker der großen Verbindung, in welcher er steht, zu subordiniren wisse, seine eigene Auffassung so energisch als ihm möglich ist, aber nur als Parteigenosse bethätige. Wer anders handelt, wie wacker sein Wille sei, den trifft dasselbe Schicksal, wie nach der Sage die Herodias, welche vor dem Tyrannen um das Haupt Johannes des Täufers tanzte, er schwebt vom Sturmwind getrieben haltlos zwischen Himmel und Erde.

Wir erkennen gegenwärtig in Preußen nur zwei kämpfende Parteien, Liberale und Reactionäre. Es ist aufs innigste zu wünschen und jetzt, Dank dem Ministerium, beinahe zu hoffen, daß die alten Späne, welche zwischen den Altliberalen und den vereinigten Fractionen des Hauses noch liegen, durch die Besen des Systems weggekehrt werden. — Zu den Deutschen aber dürfen die Liberalen in Preußen so sprechen. Den Streit, in welchem wir ringen, kämpfen wir auch für euch. Wenn manchen von euch das Schrofne und Gewaltthätige heimischer Reaction bis jetzt erspart blieb, eine sichere Gewähr dagegen giebt euch doch nur unser Sieg. Das Haus, in dem wir wohnen, hat grade jetzt kein gastliches Aussehn, und wir sind grade jetzt schwerlich im Stande, euch an uns zu ziehen. Aber denkt daran, daß nicht das System allein, daß auch wir zu Preußen gehören, daß uns die Zukunft unseres Staates gehört, und daß an dem Tage, wo unser Sieg entschieden wird, auch die deutsche Frage zur Entscheidung kommt. Denn unsere Arbeit muß dann sein, daß wir auf unsere Weise die Schranken niederreißen, welche euch von uns trennen.

G. Freytag.

Der Maorikrieg auf Neuseeland.

Zu den wunderbarsten und verheißungsvollsten Erscheinungen der außer-europäischen Culturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts zählen die raschen Fortschritte, welche der Culturmensch auf den Inselgruppen der Südsee macht. Nicht bloß nach Westen, wohin der Meisten Blicke sich richten, geht der Strom civilisirten Lebens, auch zu den Antipoden des Südens wendet sich seit vier Jahrzehnten ein starker Arm desselben, und wo Cook, der Entdecker dieser fernen Welt, nur Kindervölker in Paradiesen fand, blühen jetzt kräftig wachsende Colonien des weißen Mannes und werden, vielleicht ehe die Sanduhr des Jahrhunderts abgelaufen ist, Staaten leben von ähnlicher Zukunft wie der große republikanische Bundesstaat jenseits des atlantischen Meeres.

Mehr und mehr rückt Wandertrieb und Handelsgeist vorzüglich der germanischen Nationen die Gewässer und Eilande Polynesiens, die so glücklich zwischen den stark bevölkerten und productenreichen Ländern Ostasiens und den rasch sich füllenden und unternehmungslustigen Gebieten Westamerikas